7 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1898
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Der Väter Schuld.

Von J. Piorkowska. (Fortsetzung.)

23.

Verabredetermaßen machte Charlotte am folgenden Tage ihrer zukünftigen Schwiegermutter den ersten Besuch — allein — wie der Graf ihr geraten hatte; der Wahrheit entsprechend hätte er hinzusetzen sollen: „um durch der Kommerzienrätin Miterscheinen ihre Geduld nicht gleich auf eine zu harte Probe zu stellen.“

Trotz der Aufregung, in welche das bevorstehende Begegnis Charlotte versetzte, schweifte ihr Auge, als sie das mit dem gräflich Wahlburgschen Wappen versehene Portal durchschritt, doch mit nicht geringem Stolz über das alt-ehrwürdige freiherrliche Familienbesitztum. „Hier also werde ich bald als Herrin walten,“ dachte sie, „was wohl Herr Läßig dazu sagen würde?“

Ein reichgalonierter Lakai führte sie die breite eichene, mit dicken Teppichen belegte Treppe hinauf, in ein feierlich-düsteres Empfangszimmer, dessen zugezogene Stores, die dicke Luft, das Halbdunkel, das hier herrschte, beklommen auf Charlotte wirkten, daß sie unwillkürlich einen tiefen Atemzug that, der mehr einem Sehnsuchtsseufzer nach frischer Luft und Freiheit ähnelte.

Die Thüre that sich auf, die Gräfin trat ein und begrüßte Charlotte mit kühler Würde. Sie reichte ihr die Hand, ihre Lippen näherten sich Charlottes weißer Stirn, doch kaum, daß dieselben sie berührten.

„Seien Sie willkommen,“ hub sie an. „Ich freue mich, daß Sie so pünktlich sind. Die Fahrt hierher bei dem hellen Sonnenschein war gewiß schön.“ So leitete sie eine nichtssagende Unterhaltung ein, um nach einer kleinen Weile das Gespräch in die von ihr gewünschten Bahnen zu lenken.

„Und nun, meine Liebe,“ bemerkte sie, „möchte ich noch einiges genauer mit Ihnen besprechen. Wie Herbert mir sagt, wünscht er, daß die Hochzeit so bald als möglich stattfinde. Vor Ende des Sommers ist daran aber nicht zu denken; die nötigen Vorbereitungen, vor allem Ihre eigene Ausstattung, erfordern doch mindestens zwei bis drei Monate Zeit.“

„O gewiß, zum mindesten!“ schalt Charlotte lebhaft ein.

„Bis dahin sind auch verschiedene uns befreundete Familien von ihrem Landsitz zur Stadt zurückgekehrt. So möchte ich auch nicht, daß Graf Horst von Oldenhofen und seine Familie bei der Hochzeit fehlen. Außer daß wir lange Zeit Nachbarn gewesen sind, giebt ihre Anwesenheit der ganzen Feierlichkeit einen gewissen Glanz. Allerdings muß die Hochzeit von Ihnen ausgehen,“ — hier seufzte die Gräfin so schwer, als ob es sich um ein notwendiges Uebel handle — „natürlich. Indes ich hoffe, das wird keinen Unterschied machen; trotz seines stolzen Namens, seiner Würde ist der Graf doch sehr gutmütig und nachsichtig.“

Charlotte biß sich auf die Lippen, aber sie hatte sich genügend in der Gewalt, um keine Empfindlichkeit merken zu lassen, und ruhig ließ sie es über sich ergehen, daß die Gräfin sie mit ihren Absichten betreffs der Hochzeit bekannt machte, ohne sich auch nur mit einem Wort nach Charlottes Wünschen oder Plänen zu erkundigen.

„Und nun lassen Sie uns etwas frühstücken,“ schloß sie aufstehend, „Herbert erwartet uns drüben im Speisezimmer.“

„Ob er mich wieder küssen wird?“ fuhr es Charlotte durch den Kopf.

Herbert stand am Fenster, beide Hände in den Hosentaschen. Bei Charlottes Eintritt wandte er sich um und reichte ihr nun die Hand.

Wie dankbar war Charlotte den beiden der Aufwartung harrenden Diener, deren Anwesenheit ihr das Unangenehmste ersparte.

Das Frühstücken verlief in sehr steifer, ceremoniöser Weise. Noch nie in ihrem Leben hatte Charlotte sich so unbehaglich gefühlt, als in dem Augenblick, wo sie sich vor einem ebenso vornehm wie frugal bedeckten Tische auf einem steiflehnigen Stuhle niederließ, den der eine Diener ihr zuschob. An dem einen Tischende präsidierte der junge Graf, ihm gegenüber ihre zukünftige Schwiegermutter. Es herrschte eine eigentümlich gezwungene Stimmung. Der Graf fühlte sich, nun er seine Braut der Mutter zugeführt hatte, wie es schien, wenig verpflichtet, sich liebenswürdig zu machen; Charlotte, auf der es wie ein Alp lastete, wußte, gegen ihre Gewohnheit, nicht, wovon sie reden sollte. — So lag es hauptsächlich der Gräfin ob, die Unterhaltung einigermaßen in Fluß zu halten. Dabei leuchtete aber bei dem Thema, das sie anschlug, ihre Absicht, Charlotte auf deren gesellschaftlichen Wert hin zu prüfen, so deutlich durch, daß diese sehr einsilbig blieb und sie wohl ebenso froh war, wie die Gräfin, als der Diener meldete, der Wagen, der Charlotte wieder heimbringen sollte, sei vorgefahren.

Sobald sie dem gräflichen Hause den Rücken gekehrt hatte, fühlte die Arme sich wie von unsichtbaren Ketten befreit. So sehr sie im stillen auch dagegen zu eifern suchte, konnte sie sich doch unmöglich verhehlen, daß die Gräfin sie für einen Eindringling ansah und sie auch dementsprechend behandelte — „gegen ihresgleichen,“ sagte Charlotte sich mit innerem Groll, „wäre sie sicher anders gewesen!“

Von der Kommerzienrätin mit Fragen überhäuft, wie es ihr ergangen sei, was die Gräfin zu ihr gesagt habe, konnte sie ihre Mißstimmung nicht ganz verbergen und platzte schließlich mit der Bemerkung heraus: „Eigentlich dürfte ich mir eine so wenig liebenswürdige, ja geradezu demütigende Behandlung gar nicht bieten lassen!“



Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn,
der neue österr. Ministerpräsident. (Mit Text.)

„Warum? Wieso?“ forschte die Kommerzienrätin in höchster Bestürzung.

„Das läßt sich nicht so detaillieren. Zum Beispiel fragte sie mich, ob wir mit dem und jenem verkehrten — da nannte sie aber nur Grafen und Barone! Jedes ‚Nein‘ meinerseits erfuhr einen halb verächtlichen Blick, ein spöttisches Wort, oder sie meinte gar: „Sonderbar, die verkehren doch aber mit jedem ohne Ausnahme, der irgendwie zur guten Gesellschaft rechnet. Nach Dir hat sie überhaupt nicht gefragt, bis ich im Begriffe war, zu gehen —“

„Liebes Kind, über derartige Kleinigkeiten darfst Du Dir nicht den Kopf zerbrechen — so kleine Schattenseiten muß man mit in den Kauf nehmen. Der Gedanke, zukünftige Gräfin von Wahlenburg zu sein, muß Dich reichlich für zeitweilige Rücksichtslosigkeiten Deiner Schwiegermutter entschädigen. Mit der Zeit wirst Du Dich schon daran gewöhnen.“

„Mich daran gewöhnen, daß man mich über die Achsel ansieht? Nun und nimmermehr!“ stieß Charlotte mit einer Heftigkeit hervor, die ihre Mutter nicht wenig erschreckte.

„Wie kannst Du nur so unüberlegt reden?“ warf sie ihr vor; „es kann in der Welt nicht immer alles nach unserem Kopfe gehen, und wenn jemand allen Grund hat, mit seinem Los zufrieden zu sein, so bist Du es! Bedenke doch allein die Stellung, die Du in Zukunft einnimmst!“

Charlotte, halb ärgerlich über sich selbst, daß sie sich vom Augenblick hatte hinreißen lassen, erwiderte nichts, doch unwillkürlich wiederholte sie im stillen die Frage: „Was für eine Stellung wird das sein?“ — Und die Antwort? Die lebenslängliche Gefährtin dieses langweiligen, geistlos dreinschauenden Mannes — die Schwiegertochter einer Frau, die an Rang so hoch über ihr stand, daß sie nur mit mitleidigem Lächeln auf sie herabsah.

24.

Die Sorge um die Ausstattung, Gratulationsvisiten und Gegenvisiten, Diners und andere Festlichkeiten versetzten Charlotte in eine ganz neue Stimmung. Die Freude an den eleganten Toiletten, an dem Glanz und Flimmer der kostbaren Schmuckstücke, das innere Wohlbehagen, das sie bei den Schmeicheleien, die sie zu hören bekam, bei dem Weihrauch, den man ihr, der zukünftigen jungen Gräfin streute, empfand, ließ ein anderes Gefühl in ihr aufkommen.

Mit ihrem Verlobten war sie zwar ziemlich viel zusammen, doch selten, fast nie in traulichem Beisammensein, das sie nach ihrem ersten Zusammensein unter vier Augen zu fürchten gelernt hatte. Auch die Feuerprobe einer gelegentlichen Mahlzeit bei der Gräfin hatte sie nur selten zu bestehen. — Und dennoch, so knapp ihr die Zeit jetzt zugemessen war, hatte sie sich doch nie zuvor so viel mit ernsten Gedanken abgegeben, wie eben jetzt.

Allmählich verringerte sich ihr Interesse an Nichtigkeiten, wie z. B. das täglich zwei- und dreimalige Toilettenwechseln, ob die neue Robe diese oder jene Aermel haben sollte und dergleichen mehr. Wozu dies alles? Ihm zu gefallen? Sicherlich nicht — es langweilte sie zu Tode. Anderen zu gefallen? Was kümmerten andere sie? Was diese auch über sie sagen und denken mochten — es machte sie nicht glücklicher. Allmählich ward ihr zu Mute, wie einer Sklavin, die sich sehnte, von den Ketten freizukommen, welche ihr mit dem ihr zugefallenen Lose, um das so viele sie beneideten, angelegt worden waren, bis sie schließlich mit einem Gefühle wie Neid an ihre arme Schwester dachte. Sie war frei, sie brauchte sich nicht an lästige Formen zu binden, sie hatte keine Salonkritiken zu bestehen, sie brauchte sich ihrem Verlobten gegenüber keinen unangenehmen Zwang aufzulegen, sie brauchte nicht die bisweilen geradezu empörende bitter-süße Herablassung einer Schwiegermutter zu ertragen, die es für ein Opfer ansah, sie als die Verlobte ihres Sohnes in ihrem Hause aufzunehmen. O glückliche, beneidenswerte Käthe! — Und kurz, bevor sie Herberts Braut wurde, hatte sie die Wahl gehabt, ihr vornehmes Heim mit einer bescheidenen aber freien, friedlichen Wohnstätte zu vertauschen. War es falsch von ihr gewesen, dieselben nicht den Salons hier vorzuziehen?

Raimund Läßig hatte es ihr bitter zum Vorwurf gemacht. Er also würde sie auch in jener bescheidenen Zechdorfer Wohnung aufgesucht haben. Ach, wie mußte er sie geliebt haben! Aber das war nun vorbei, für immer vorbei! —

War sie so weit mit ihren Gedanken gekommen, so suchte sie dieselben gewaltsam abzulenken und auf Nichtiges zu konzentrieren, während sie dabei doch unbewußt mit der Hand über die Stirn strich und ein leiser Seufzer ihren Lippen entschlüpfte.

25.

Die Wochen strichen hin mit einer Charlotte geradezu beängstigenden Schnelligkeit. Noch vierzehn Tage, und der Hochzeitstag war da.

Vorher aber sollte noch ein großes Herbstwettrennen stattfinden, das für Graf Herbert reichlich so viel, wenn nicht noch größere Interessen hatte, als seine eigene Vermählung. Auch ein Pferd von ihm war mit bei dem Rennen beteiligt. Wochen zuvor wußte er von nichts anderem zu reden, und Charlotte that ihr Möglichstes, pflichtschuldigst Interesse dafür zu heucheln.

Das Rennen fand in ziemlich bedeutungsvoller Entfernung — volle vier Stunden — von Ostrau statt.

Die Kommerzienrätin fuhr mit Charlotte hin, und der Zufall wollte, daß ihr Wagen neben Frau von Varnys zu stehen kam. Diese würdige Dame, voll Mißgunst über Charlottes Glück, versäumte keinen Pfeil, mit dem sie die Arme verwunden konnte. Hier bot sich ihr gute Gelegenheit dazu.

„Ich freue mich, Sie 'mal wiederzusehen,“ begrüßte sie die beiden Damen, „ich konnte mir wohl denken, daß Sie heute hier nicht fehlen würden, da der Herr Graf ja wohl mitrennt? Ich bin nur Frau Hofrat von Schlehdorn zu Gefallen mit hier — ich kann einem derartigen Sport absolut keinen Geschmack abgewinnen — im Gegenteil, ich finde es im Grunde beklagenswert, wie im übrigen vernünftige Menschen um ein paar Pferde willen in solchen Eifer, solche Aufregung geraten können. Finden Sie das nicht auch?“

„Sie scheinen sich aber doch dabei zu amüsieren,“ lächelte die Kommerzienrätin, die in Frau von Varnys Rede enthaltene Beleidigung mit Stillschweigen übergehend.

„Amüsieren ist wohl zu viel gesagt,“ entgegnete diese achselzuckend; „man ist einmal da und sieht sich die Geschichte mit an.“

Das Rennen verlief in bester Ordnung, ohne jedweden Unfall.

Mehrmals trat Graf Herbert an den Wagen, ein paar Worte mit seiner Verlobten zu wechseln; aber meist verbrachte er die Pausen zwischen den verschiedenen Rennen auf dem Rennplatz selbst, in lebhaften Beratungen und Diskussionen mit Jockeys und Sportsmännern von sehr zweideutigem Aussehen.

Einer derselben war während einer der Pausen schon einmal in Graf Herberts Begleitung mit an den Wagen getreten und hatte, ohne überhaupt vorgestellt worden zu sein, sich dreist in die Unterhaltung der Verlobten gemischt, daß Charlotte mühsam an sich halten mußte, um dem offenbar rohen Patron nicht voll Abscheu den Rücken zu kehren.

Herberts Pferd lief erst beim letzten Rennen mit, und — o Freude! es war das erste am Ziel! —

Das Rennen war zu Ende und etwas ungeduldig lugte Charlotte nach ihrem Verlobten aus. Da endlich endeckte sie ihn, wie er von zwei anderen Sportsmännern auf dem Fuße gefolgt, sich durch die allgemach sich verlaufende Menschenmasse zu den Equipagen Bahn brach.

„Das nenne ich Glück!“ rief er Charlotte schon von weitem entgegen; „hurrah, „Wildfeuer“ hat gewonnen — was sagst Du dazu, Schatz?“

„Ich gratuliere,“ versetzte sie mit einer Zurückhaltung, während sie ihm mit unverkennbarer Angst in das erhitzte Gesicht sah.

„Wie geht's, Schatz? Besser? Schlechter? Was macht der Kopf?“ fuhr Herbert hastig fort — „bei Gott, ich hab' d'ran vergessen,“ setzte er kurz auflachend hinzu, „hätte doch auch auf Dein Wohl mit trinken müssen, wie ich auf Wildfeuer einen silbernen Pfropfen springen ließ. Na, 's nächste Mal!“

Wieder dieses wilde Auflachen, das Charlottes schlimmste Befürchtung bestätigte.

„Und nun adieu!“

„Wie? Sie wollen uns wieder verlassen?“ sprach die Kommerzienrätin; „wir hatten doch verabredet, daß Sie im Grand-Hotel mit uns speisen wollten?“

„Allerdings. Sie müssen sich aber nun doch heute ohne mich behelfen. Hab' den beiden da,“ — mit einer Handbewegung nach zwei in geringer Entfernung seiner harrenden Sportsmännern — „versprochen, mit ihnen in „den drei lustigen Jockeys“ zu essen, da bekommt man wenigstens noch was Vernünftiges zu essen und einen guten Tropfen zu trinken. Werde Sie aber nachher im Hotel abholen und nach Hause begleiten. Adieu, adieu, auf Wiedersehen!“

„Ah, Sie speisen im Grand-Hotel?“ wandte sich Frau von Varny an die Kommerzienrätin, „wir hatten die gleiche Absicht. Wenn Sie gestatten, schließen Frau Hofrat und ich uns Ihnen an.“

26.

Die vier Damen hatten ihr Diner längst eingenommen, schon fing es an zu dunkeln, und noch harrte man vergebens auf den Grafen.

„Wo er nur bleibt?“ seufzte die Kommerzienrätin.

„Wenn die Herren beim Weine sitzen, pflegen sie sich so schnell nicht zu trennen,“ bemerkte Frau von Varny mehr boshaft als tröstend.

Man geduldete sich noch eine Weile, bis die Kommerzienrätin endlich die Uhr zog und meinte: „Ich habe große Lust, hinzuschicken und ihm sagen zu lassen, daß wir auf ihn warteten. Es ist doch höchste Zeit, daß wir endlich nach Haus kommen.“

„Meinst Du nicht, da es schon so spät ist, wir thun am besten, allein nach Hause zu fahren?“ schlug Charlotte vor.

Sie war seit Schluß des Rennens auffallend still geworden.

„Welche Idee! Er hat uns gesagt, er werde uns nach Haus begleiten; da ist ja wohl das mindeste, daß wir ihn hier erwarten."

Schließlich folgte man doch der Kommerzienrätin Vorschlag und schickte einen Kellner nach „den drei lustigen Jockeys" mit der Botschaft an den Grafen, daß die Damen auf ihn warten.

„Ich bitte aber sehr, daß Sie sich nicht nach uns richten," wandte die Kommerzienrätin sich an die beiden anderen Damen, „fahren Sie ruhig nach Hause — legen Sie sich unserthalb ja keinen Zwang auf."

Ob sie nicht vielleicht dieselbe Besorgnis beschlich, unter der Charlotte schon eine ganze Weile litt? —

Aber die Damen blieben.

Nach einer Weile polterten schwerfällige Schritte die Treppe herauf. Charlotte stockte der Atem, als der Heraufkommende vor der Thüre des Speisezimmers Halt machte.

Der Kellner öffnete und meldete: „Herr Graf Wahlenburg."

Starren Blicks blieb Charlottes Auge auf der schwerfällig nach rechts und links wankenden Gestalt haften.

„Mein Gott, welcher Anblick!" rief Frau von Varnh; „ist er krank?"

Diese Worte wohl halb hörend, versuchte der Graf, sich stramm aufzurichten, aber der Versuch mißlang.

„Krank?" stammelte er, „krank? O nein, mir ist sehr wohl! Ein Hoch auf Wildfeuer! Hurrah!"

Eine Minute lang herrschte Totenstille, während welcher der Graf, mitten im Zimmer stehend, sich mühsam aufrecht zu halten suchte.

Die Kommerzienrätin faßte sich zuerst wieder und fragte den Kellner, der, vielleicht in Erwartung, daß man seiner Dienste noch bedürfe, zögernd in der Thüre stehen geblieben war: „Ist mein Wagen bereit?"

„Ja, Madame, er wartet unten," gab er zur Antwort und setzte mit einem Blick auf den Grafen zaghaft hinzu: „Wir haben sein Reitpferd in den Stall geführt — soll ich es satteln lassen, oder . . . meinen Sie . . .?"

Wieder sah er nach dem Grafen hin und schwieg respektvoll still.

„Was, zum Teufel, starrt der Kerl einen an?" fragte der Graf, gegen den Tisch gelehnt, mit schwerer Zunge; „freilich, laßt das Pferd satteln. Haha, will Ihnen zeigen, wie man so einen Rappen zureitet!"

Die Kommerzienrätin warf dem Redenden einen besorgten Blick zu. „Nein, lieber Graf," entschied sie, „bei der Dunkelheit thun Sie besser, heute nicht zu reiten. Unser Wagen steht Ihnen ja zur Verfügung."

„In unserem Wagen ist kein Platz, Mama," stieß Charlotte erregt hervor.

Schon der bloße Gedanke, in demselben Wagen mit diesem Mann zu sitzen, erfüllte sie mit Widerwillen.

„Kind, Du weißt nicht, was Du redest."

„Mama . . ."

Da legte Frau von Varnhs Hand sich auf ihren Arm.

„Meine Liebe," sprach sie leise, „hier bleibt Ihnen wohl keine Wahl. Sehen Sie ihn doch an! In solchem Zustand würde wohl keiner zu Pferde ohne Unfall nach Hause kommen."

Charlotte erwiderte kein Wort. Ihr Gesicht glühte vor Zorn und Scham.

„Kellner, führen Sie den Herrn Grafen zum Wagen," befahl die Kommerzienrätin.

Wie sie und Charlotte nach wenigen Minuten den beiden folgten, fanden sie den Angetrunkenen, unten an den Wagenschlag gelehnt, eifrigst bemüht, dem Kellner die großen Vorzüge Wildfeuers auseinanderzusetzen.

Die Damen stiegen ein, schwerfällig folgte er ihnen, nahm ihnen gegenüber Platz und gab sich anfangs großer Beredsamkeit hin, wiewohl die Zunge bisweilen ihren Dienst versagte.

Charlotte hatte sich fest in ihren Mantel gehüllt und sich in die eine Ecke gedrückt, als fürchte sie, ihr Gegenüber auch nur mit dem Saum ihres Kleides zu berühren.

Nach einer kleinen Weile legte sich auch des Grafen Lebhaftigkeit, allmählich verstummte er ganz, sein Kopf sank vornüber, er war eingeschlafen — und schlief weiter, bis der Wagen vor der Stolzingschen Villa hielt.

Durch das Aufhören der regelmäßigen Bewegung geweckt, hob er den Kopf, rieb sich die Augen und blickte um sich.

Sobald der Diener den Schlag öffnete, stolperte er mit dem Eifer, mit welchem Angetrunkene beweisen wollen, daß ihnen gar nichts sei, aus dem Wagen und wandte sich, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein.

Aber Charlotte, ohne seine ihr entgegengestreckte Hand zu berühren, sprang leicht heraus und eilte, ohne ein Wort an ihm vorüber ins Haus, die Treppe hinauf nach ihrem Schlafzimmer und drehte hinter sich den Schlüssel im Schloß.

Sie that einen tiefen, schweren Atemzug, warf sich vor ihrem Divan auf die Kniee und ließ krampfhaft schluchzend ihren Kopf in die gerungenen Hände sinken.

Sie verachtete, sie verabscheute, sie haßte ihn, der sie einer solchen Schmach, einer solchen Demütigung aussetzte. Und an diesen Mann hatte sie sich für das ganze Leben binden wollen?

Ein Schauder durchrieselte ihren Körper. Wie Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen. Vor sich selbst errötend, mußte sie sich eingestehen, daß sie nie etwas wie Liebe je für ihn empfunden hatte, daß sie nur ihrer Eitelkeit hatte schmeicheln wollen, daß nur der Klang seines Namens, seines Titels sie gelockt hatte. Plötzlich stand ihre eigene Schuld in ihrer ganzen vollen Häßlichkeit vor ihr, und wie mit tausend Stimmen hallte es in ihrem Inneren wieder: „Ja, verkauft, verkauft hast Du Dich?"

O, wie sie sich jetzt selbst darum haßte, verachtete! —

(Fortsetzung folgt.)

Der blaue Domino.

Novelle von F. Riotte. (Nachdruck verboten.)

„Eine schöne Empfehlung vom Meister Brendel, und hier schickt er den Domino für den Herrn Professor."

„Es ist gut, Rosa, legen Sie ihn nur dorthin!"

Das Dienstmädchen legt ein ziemlich großes Paket auf den nächsten Stuhl und zieht sachte die Thür wieder hinter sich zu.

In dem Zimmer befinden sich zwei Damen, beide jung, hübsch und doch in ihrem ganzen Aeußern sehr verschieden. Die eine, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, eine zart gebaute Brünette in einfacher, doch geschmackvoller Haustoilette, ist die Gattin des Professors Felix Steinfeld. Die andere ist einige Jahre jünger, auch brünett und von fast gleicher Figur, aber während in den Augen der jungen Professorsfrau ein Ausdruck von weichem Nachsinnen und in dem ganzen feinen Gesicht ein Zug stillen Leidens liegt, strahlen ihre Augen von Frohsinn und Lebenslust; trotz der eleganten Promenadetoilette hat sie es sich in dem weichen Fauteuil sehr bequem gemacht. Sie ist die Tochter des Bankiers Möllheim, und beide Damen sind intime Freundinnen.

„Wie, Dein Mann wird doch nicht ohne Dich den Ball besuchen wollen?" fragt sie jetzt in erstauntem Tone.

„Weshalb nicht?" erwidert die junge Frau lächelnd, wobei aber doch in ihren Augen ein Ausdruck stiller Entsagung liegt. „Es wäre ja unrecht von mir, wenn ich ihn dieses Vergnügens berauben und verlangen wollte, er solle meinetwegen zu Hause bleiben. — Uebrigens meinte er noch diesen Morgen, unser Hausarzt werde mir doch vielleicht das Mitgehen gestatten, was freilich nicht der Fall ist; derselbe hat mir vielmehr die unbedingteste Schonung des Fußes noch für mindestens vierzehn Tage streng anbefohlen. Mir fällt das Daheimbleiben zwar nicht schwer, aber um Felix willen thut es mir leid. Nun, er wird sich auch ohne mich amüsieren."

Die letzten Worte klingen halb traurig, obschon sie im Scherz gesprochen sind.

Fräulein Möllheim sitzt zwar die Entgegnung auf der Zunge, daß sie das Benehmen des Herrn Professors sehr rücksichtslos finde, aber ihrer Freundin zuliebe schluckt sie das Wort hinunter.

„So ist Dein Fuß also noch immer nicht geheilt?" fragte sie mit freundlicher Teilnahme. „Ja, ja, solch eine Verstauchung ist oft schwieriger als ein glatter Bruch. Da heißt es Geduld üben; ich käme nicht so gut damit zurecht." — Und während sie dabei lacht, blitzen hinter den roten Lippen die weißen Zahnreihen.

„Weißt Du," fährt sie dann gutmütig fort, „hätte ich nicht die Zusage gegeben, ich brächte den Abend lieber bei Dir zu; aber so geht es leider nicht. Doch mein Kostüm mußt Du sehen — es ist reizend. Ich lasse den Wagen einen Umweg machen und komme, um mich Dir zu zeigen; ist Dir's recht, liebes Herz?"

Damit ist sie aufgestanden und drückt der jungen Frau einen zärtlichen Kuß auf die Wange.

„Apropos," fährt sie dann fort, „laß mich doch einmal den Domino Deines vergnügungslustigen Herrn Gemahls sehen!"

Das Paket wird geöffnet, und es zeigt sich ein eleganter blauer Domino von seidenartigem Stoff.

„Hm, ganz hübsch," lautet das so ziemlich von oben herunter gegebene Gutachten von Fräulein Möllheim; dann wendet sie sich zum Gehen. „Adieu, liebste Elsa — also, wie gesagt, auf Wiedersehen heute abend!" Sie schüttelt der Freundin, die ihr lächelnd bis zur Thüre das Geleite giebt, herzlich die Hand und eilt im nächsten Augenblick leichtfüßig die Treppe hinab. — Es ist, als wenn mit den fröhlichen Augen und der jugendfrohen Stimme ein Sonnenstrahl das Zimmer verlassen hätte.

Die junge Frau, die beim Gehen fast unmerklich hinkt, tritt ans Fenster und blickt sinnend hinaus. — — —

„Arme Else! Nein, diese Männer!" denkt unterdessen Fräulein

Möllheim während des Heimwegs. Jetzt ist ihr klar, was ihre Freundin ihr nie anvertrauen wollte, was sie aber trotzdem längst geahnt hat: Dieser Barbar, der Professor, vernachlässigt seine arme junge Frau unverantwortlich! Und nun treibt er die Rücksichtslosigkeit gar noch so weit, allein, ohne seine Frau, auf den Maskenball zu gehen!

Mit einem Mal blitzt in dem Köpfchen der entrüsteten jungen Dame eine Idee auf. Richtig! Das ist ein köstlicher Einfall! Vivat die Maskenfreiheit! Der Herr Professor soll sich einmal wundern! Und ganz erfüllt von ihrem glorreichen Gedanken, langt Fräulein Möllheim zu Hause an.

Es ist Abend, halb acht Uhr. Der Professor ist soeben mit Ankleiden fertig geworden und steht jetzt im vollen Lichtkreis der Hängelampe, angethan mit dem blauen Domino und beschäftigt, die Handschuhe zuzuknöpfen, während die Larve noch auf dem Tisch liegt. Er ist ein hübscher Mann mit blondem Bart und Augen, denen man trotz der goldenen Brille die Jovialität ansieht.

„Wirklich schade, daß Du nicht mitgehen kannst!" sagt er jetzt zu seiner Frau, nachdem er aufatmend den letzten Knopf bewältigt hat; „allein macht es mir auch kein Vergnügen. Thäte ich es nicht Stern zuliebe, den ich einzuführen versprochen, ich ginge lieber nicht."

Sie antwortet nicht, aber ihr Blick ist eigentümlich still und tief, und als er sie ansieht, fällt es ihm auf, daß ihre Augen größer und dunkler sind als sonst. — Indem er sprechen will, hört man das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause hält.

„Da ist richtig der Wagen schon!" ruft er unmutig; „adieu denn, liebes Kind!"

Er umarmt und küßt sie, wobei sie ihm mühsam lächelnd eine gute Nacht wünscht. — Dann nimmt er die Larve, und fünf Minuten später hört sie den Wagen mit ihm davonrollen.



Aus dem Hinterhalt. Nach dem Gemälde von A. Heyn. (Mit Text.)

Sie ist jetzt allein. Einen Augenblick steht sie noch wie lauschend, dann nimmt sie ein Buch und setzt sich in die Sophaecke. Doch sie liest nicht; sinnend blickt sie vor sich hin, bis endlich Thräne um Thräne sich von ihren Wimpern löst und über die blasse Wange rollt. Unwillig zwar über sich selbst, wischt sie sie hastig weg, aber die Gedanken lassen sich nicht wegwischen wie die Thränen.

Seit drei Jahren sind sie nun verheiratet. Wie war sie so glücklich, bis vor einem Jahr! Da kam das Mißgeschick. Der Bankier, ein Verwandter von ihr, bei dem der größte Teil ihres Vermögens untergebracht war, fallierte, und es ging fast alles verloren. Nun waren sie zumeist auf das Gehalt ihres Mannes angewiesen, das zwar völlig genügte, aber es blieb doch ein Druck. Und dann, unmerklich fast, aber für sie vom ersten Augenblick an fühlbar, nahm ihres Mannes Liebe zu ihr ab. Er brachte viel mehr Zeit als sonst außer dem Hause zu, und gesellschaftliche Vergnügungen, der wachsende Kreis seiner Bekannten, entfremdeten ihn daheim immer mehr. Heute war keine Ausnahme — wie manche Gesellschaft hatte er schon ohne sie besucht, wie viele Abende, seit einem halben Jahr fast ohne Unterbrechung, auswärts zugebracht! — Und wie sehr sie sich auch dagegen wehrte und seinen Charakter, seine Gesinnung dem als Schild entgegenhielt, immer wieder kam in dunklen Stunden der Gedanke in ihr gequältes Herz, daß es der Verlust ihres Geldes sei, der ihn habe erkalten lassen. Auch jetzt drängten sich die schwarzen Dämone des Verdachts an sie heran, daß sie aufschluchzend ihr Gesicht in den Polstern birgt. —

Sie hat es in ihrem Schmerz überhört, daß unten ein Wagen vorgefahren ist, nun schellt es auch schon draußen an der Vorsaalthür; sie hört sprechen, und in dem Augenblick, da sie sich des von ihrer Freundin versprochenen Besuchs erinnert, fliegt schon die Thür auf, und Fräulein Möllheim, strahlend in Gold, Samt und Seide, fällt der jungen Frau lachend um den Hals.

„Ich versprach Dir, einmal spanisch zu kommen," ruft sie übermütig, während ihre Augen vor Vergnügen glänzen, „nun sieh mich einmal an, ob ich Dir nicht wirklich ganz spanisch vorkomme!"

Lachend dreht sie sich auf den Fußspitzen, während ihre zierlichen Hände graziös die Kastagnetten handhaben. Sie trägt das kleidsame Kostüm einer spanischen Tänzerin, und ihre zierliche, schöne Figur wird dadurch auf das vorteilhafteste gehoben.

Else, die bei ihrem Eintritt hastig die Thränen getrocknet hat, giebt sich alle Mühe, heiter zu scheinen und lobt mit aufrichtiger Bewunderung das geschmackvolle Kostüm. Dennoch sieht die Freundin ihr an, daß sie geweint hat, und ihre fröhlichen Augen blicken sofort mit herzlicher Teilnahme in das blasse Gesicht. „Mein Gott, Du hast geweint!" sagt sie sanft und in warmem Ton; „meine arme Else! Und ich komme mit solchen Tollheiten zu Dir — wie leid mir das thut! Verzeihe mir — ich bin doch recht kindisch!"

„Meine liebe Regine," erwiderte die junge Frau lächelnd, indem sie die Freundin umarmte, „ich habe Dir nichts zu verzeihen; Du bestätigst nur das Sprichwort: auf Regen folgt Sonnenschein. Deine sonnige Heiterkeit kann nur wohlthuend wirken."

„Ja, ich bin ein rechter Kindskopf," bemerkt Fräulein Möllheim sehr kleinlaut; „Papa sagt das auch immer. Ach, der arme Papa!" ruft sie hier, von einem neuen Gedanken erfaßt, „unten im Wagen wartet er auf mich — da muß ich eilen. Wie gerne bliebe ich bei Dir! Meine arme Else, weine nicht mehr — Adieu, Adieu!"

Noch eine Umarmung, ein Kuß, und wieder hört die Zurückbleibende den Wagen davonrollen. Sie geht einigemal auf und ab, dann nimmt sie ihren Platz wieder ein und hängt aufs neue ihren traurigen Gedanken nach.

* * *

Als der Professor in den Wagen stieg, war ihm von einer verhüllten Maske rasch ein Papier zugesteckt worden, worauf der geheimnisvolle Bote verschwand, ehe Steinfeld ihn zur Rede stellen konnte. Während der Wagen dahinfuhr, öffnete er kopfschüttelnd die sonderbare Botschaft. Aus dem eleganten, zierlichen Briefumschlag fiel zunächst eine kleine weiße Atlasschleife heraus, welcher



Die Stunde der Entscheidung. Nach dem Gemälde von Ed. Schulz-Briesen. (Mit Text.)

ein duftendes Rosabillet beilag, dessen Inhalt der Professor nur mühsam bei dem flackernden Schein der Straßenlaternen entzifferte. „Liebenswürdigster Domino," las er halblaut, „eine Dame wünscht sehnlichst, sich heute abend über die Einbalsamierungsmethode der alten Aegypter mit Dir zu unterhalten. Stecke die beifolgende Schleife vor, und Du wirst den Gegenpart finden. Sei er galant, mein Freund — auf Wiedersehen in Theben! Hulda."

Der Professor betrachtete lächelnd das wunderliche duftende Billet; vielleicht ein Scherz seiner Freunde, wenn schon die Schrift eine elegante Damenhand zeigte. Oder sollte im Ernst? — Zu anderer Zeit hätte ihn das Abenteuer gelockt, und er wäre mit vollem Behagen darauf eingegangen; aber heute übte es keine Wirkung. Er war verstimmt, ohne eigentlich zu wissen, warum, und unzufrieden mit sich selbst. Er sah wieder die Augen seiner Frau vor sich, die ihn so dunkel, so traurig angesehen hatten, und es fiel ihm mit einem Mal schwer aufs Herz, daß er Else in den letzten Monaten doch sehr vernachlässigt hatte. Wie es gekommen, wußte er selbst nicht recht. Gedankenlos hatte er sich von dem Strom geselliger Vergnügungen fortreißen lassen und dabei den Aufmunterungen einiger seiner Freunde, oberflächlicher Lebemänner, mehr als billig Gehör gegeben. Und was hatte er davon gehabt? Für Stunden hohlen Genusses eine geschädigte Gesundheit, des pekuniären Nachteils gar nicht zu gedenken. Und doch war der letztere auch nicht so ganz außer acht zu lassen. Seit das Vermögen seiner Frau zum größten Teil verloren gegangen, ließen sich so ungeregelte Ausgaben kaum mehr durchführen. Beschämend steigt der Gedanke in ihm auf, daß Else sich am Ende sogar seinetwegen einschränke, und es fällt ihm jetzt zum erstenmal ein, daß sie in der letzten Zeit gar nichts mehr für sich beansprucht hatte. Seine arme kleine Frau! Nicht allein, daß sie, zumeist um seinetwillen, wie er wohl wußte, der Kummer um das verlorene Geld drückte, mußte sie nun auch noch von ihm diese Vernachlässigung erfahren! Wie glücklich und heiter hatten sie doch sonst zusammen gelebt! Und wem hatte er dieses reine Glück seiner Häuslichkeit zum Opfer gebracht? Leeren, oberflächlichen Menschen und ihren zweifelhaften Vergnügungen. Er atmete tief auf, ihm war, als sei mit der eintretenden Erkenntnis eine Last von ihm gewichen.

Es sollte anders werden!

Weiter kam er nicht in seinen Betrachtungen; der Wagen hielt an der Wohnung des Assessors Stern, den er abzuholen und auf den Maskenball einzuführen versprochen hatte.

Stern war erst vor wenigen Wochen hierher versetzt worden und daher doppelt erfreut, in der ihm noch fremden Umgebung in Steinfeld einen alten Jugendfreund wiederzufinden. Obschon in gleichem Alter wie dieser, war er doch noch unverheiratet — zur stillen Hoffnung und Freude einer ganzen Reihe von Müttern heiratsfähiger Töchter. Er hat für diesen Abend einen grünen Domino gewählt, und als der Freund anlangt, findet er ihn schon bereit.

Der Professor hat das geheimnisvolle Billet rasch zu sich gesteckt; heiter und herzlich begrüßt er Stern, und in wenigen Minuten bringt der Wagen beide durch die belebten Straßen hindurch nach dem großen hellerleuchteten Prachtbau, den die vornehme Welt zu ihren Festen eingerichtet hat. — Die breiten Marmorstufen hinanschreitend, finden sie oben in den großen Sälen schon das bunteste Maskengetriebe. Türken, Spanier, Blumenmädchen, Zigeunerinnen, Harlekins, alles wogt im farbenreichsten Durcheinander unter Lachen und Scherzen aneinander vorüber.

„Bist Du's, Domino, oder bist Du's nicht?" ruft neckend eine graziöse Schäferin à la Watteau im Vorbeistreifen den Professor an, während ein paar schelmische Augen hinter der seidenen Maske hervorleuchten.

„Natürlich bin ich's!" antwortete der Angeredete scherzend.

„Nein, Du bist's doch nicht!" entscheidet lachend die Schäferin.

„So laß mich es sein, schöne Maske!" beeilt sich der galante Assessor hinzuzufügen.

„Nein, Du gefällst mir nicht!" lautet die wenig schmeichelhafte Antwort, und damit verliert sich die graziöse Gestalt im Gedränge.

Der Professor, als regelmäßiger Besucher dieser glänzenden Räume wegekundig, ist vor allem bemüht, seinem Freunde ein guter Führer zu sein. Trotz der heitern Unterhaltung merkt dieser ihm indes hier und da eine kleine Zerstreutheit und Nachdenklichkeit an, was ihm bei dem sonst so sprudelnden Humor des Professors und in der lachenden Umgebung doppelt auffällt. Doch in dem lärmenden, lustigen Treiben um sie her ist keine Möglichkeit zu einer ernstern Frage. Schon ein paar Mal sind sie in dem Gedränge getrennt worden, mit Mühe nur sich wieder zusammenfindend. Wie sie jetzt beisammen sind, trifft Steinfeld eine Gruppe von seinen Bekannten, unter denen auch der Assessor erfreut einige Kollegen begrüßt, denen, die ihn noch nicht kennen, stellt der Professor seinen Freund vor; lachend und plaudernd bewegt sich der ganze Schwarm weiter.

„Lieber Salden," wendet sich währenddessen Steinfeld leise an einen seiner Freunde, „ich kann leider nicht bis zum Beginn des Balles bleiben, kann aber auch meinen Freund nicht ganz fremd und auf sich angewiesen hier zurücklassen, wollen Sie mir den Gefallen thun und meine Stelle einnehmen, das heißt, wenn demaskiert worden ist, ihn den Damen vorstellen? Er ist ein sehr guter Tänzer, Sie werden Dank ernten, und mich werden Sie wirklich verpflichten."

„Natürlich, lieber Kollege, mit Vergnügen," versichert der andere freundschaftlich, und seinem vergnügten roten Gesicht sieht man es an, daß der Assessor guter Leitung bei ihm anvertraut sein wird.

Ein Maskenschwarm drängt sich gegen die Daherschreitenden, so daß die beiden Herren getrennt werden und Steinfeld Mühe hat, seinen Freund wieder aufzufinden. — Endlich wird er seiner habhaft und hält ihn fest.

„Lieber Feodor," beginnt er hastig, „Du bist mein Freund und wirst es mir nicht übel deuten, wenn ich Dich verlasse; meine Frau ist leidend, und offen gestanden, ich bin in Unruhe, so daß ich doch einen schlechten Gesellschafter abgäbe —"

„Aber ich bitte Dich, Felix," unterbricht ihn der Assessor vorwurfsvoll, „da bedarf es doch keiner Entschuldigung, hättest Du das doch gleich gesagt, dann hätte ich gar nicht zugegeben, daß Du mitgekommen wärest. Und ganz fremd bin ich ja auch hier nicht, mit den Kollegen bin ich schon so ziemlich befreundet; in dem Gedränge wären wir ja doch nicht zusammen geblieben, und bei solchen Gelegenheiten läßt man sich überhaupt am besten vom Zufall leiten und schwimmt einfach mit."

Der Professor drückt ihm die Hand. „Ich danke Dir wirklich," sagt er warm; „meine Freunde werden es sich übrigens zur Ehre rechnen, wenn Du Dich ihnen für den Abend anschließen willst. Sie erwarten uns dort im kleinen blauen Saal, komm, wir trinken erst eine Flasche, dann überlasse ich Dich Deinem Schicksal."

„Nein, nein," wehrte Stern ab, „zum Trinken ist nachher noch Zeit genug, und die Herren werde ich da oder dort schon treffen. Ich bin ein kurioser Kauz, amüsiere mich einstweilen lieber auf eigene Faust und lasse mich vom Strom treiben."

„Nun denn, lieber Junge, wie Du willst. Aber die Botschaft meiner Frau muß ich Dir noch ausrichten: wir erwarten Dich nämlich morgen zu Tisch. Keine Ausrede! Wir speisen um ein Uhr, da wirst Du den Rosenmontag wohl ausgeschlafen haben."

„Aber Deine Frau ist doch leidend —"

Der Professor zögert einen Augenblick mit der Antwort.

„Ich glaube, morgen wird sie sich wieder wohler fühlen," sagte er dann mit leichtem Lächeln; „also Du kommst, Freundchen, ohne Widerrede! Apropos, wenn Du vielleicht Lust hast, mein Stellvertreter zu sein —" und er zieht das rosenfarbige Billet und die Atlasschleife hervor, „meinen Domino überlasse ich Dir dann auch."

„Na, das wäre ja schade, wenn man keinen Gebrauch davon machte! — Her mit dem Domino — geschwind in die Garderobe! Du bist mir übrigens ein schöner Don Juan; da sieht man es nun," ruft er lachend und trällert dann: „Hundert und vier im kältern Deutschland!"

Fünf Minuten später ist der Tausch bewerkstelligt. Der grüne Domino wird der Garderobière übergeben, da der Professor sich für die Heimkehr mit Hut und Ueberzieher vorgesehen hat. Jetzt reicht er dem Freund die Hand zum Abschied.

„Lebe wohl, alter Freund, und vergiß nicht: morgen Mittag ein Uhr! Viel Vergnügen zur Jungfrau aus Theben!"

Wie er dann eiligen Schrittes durch die kalte Abendluft heimwärts wandert, empfindet er zum erstenmal seit langer Zeit wieder ein Gefühl der Ruhe und Befriedigung. Auf dem Kirchturm schlägt es zehn Uhr. Ob sie wohl schon zur Ruhe gegangen ist und er sich mit allem, was ihn jetzt so lebhaft bewegt, bis morgen gedulden muß? Jetzt biegt er in die Straße ein und kann das Haus erkennen, und beim Näherkommen sieht er, daß im Wohnzimmer noch Licht brennt, dessen Schein die zugezogenen Gardinen dämpfen. Sie ist also noch auf, und ein warmes Gefühl von Glück durchströmt ihn.

Leise schließt er die Hausthür auf und steigt die Treppe hinan. Dann öffnet er die Vorsaalthür, und um seine Frau nicht zu erschrecken, spricht er einige Worte mit dem Mädchen, das schlaftrunken den Kopf zur Küchenthür herausstreckt. Jetzt betritt er mit einem „Guten Abend" das Wohnzimmer.

Seine Frau ist bei seinem Eintreten erschreckt aufgestanden und sieht ihn mit großen Augen ängstlich an. Seine Rückkehr beunruhigt sie, da sie ihn vielleicht erst gegen Morgen zurückerwartet hat. Wie er näher tritt, sieht er, daß sie geweint hat, wie blaß und schmal ihre Wangen, und welch dunkle Ringe um ihre Augen sind. Leise legt er Hut und Handschuhe beiseite und tritt zu ihr heran.

„Else," sagt er in einem Ton, den sie lange nicht von ihm gehört, und indem er sie neben sich auf das Sopha zieht, „willst Du mir dummen Gesellen verzeihen, daß er sich von einer Anzahl alberner Thoren verleiten ließ, Blumen in der Wüste zu suchen, da mir doch daheim die schönsten Rosen blühen? Ich war ein rechter Narr, aber es ist ein Glück, daß ich es endlich einsah! Willst Du mir verzeihen und mir wieder gut sein?"

Ob sie ihm gut ist? Er liest die Antwort in ihren Augen, die unter Thränen strahlend zu ihm aufblicken. Aber es ist ein anderer Blick, als er ihn vor wenigen Stunden gesehen.

„Ach, Felix, Felix, Gott sei Dank für diese Stunde!"

„Meine arme kleine Else!" murmelte er gerührt, indem er sie zärtlich an sich gepreßt.

„Du weißt nicht, was ich gelitten habe," spricht sie leise weiter, „ach, ich war so viel allein, und da kamen so entsetzliche Gedanken! Das Geld — der Verlust — ach, Felix, verzeihe auch Du mir — ich dachte, darum liebtest Du mich nicht mehr —"

„Else!" Er sitzt wie betäubt, erstarrt. Jetzt weiß sie, daß die häßlichen Gedanken Trug waren. „Gott sei Dank!" spricht er endlich, aufatmend, „es war die höchste Zeit! Armes Kind!"

Sein Kuß aber und seine Augen sagen ihr, daß die bösen Tage nie wiederkommen werden.

(Schluß folgt.)

Die Trunkliebe der alten Deutschen.

Von L. Mündorf. (Nachdruck verboten.)

Die alten Germanen waren ein urkräftiges, zwar rohes, aber äußerst bildungsfähiges Volk, das die Segnungen der Kultur annahm, wo es sie fand. Von Jugend auf abgehärtet und an Anstrengungen aller Art gewöhnt, ertrugen sie leicht die größten Beschwerden. Schnee, Kälte, Sturm und Regen war den kraftvollen Recken gleichgültig, trotz ihrer mangelhaften Bekleidung. Sie marschierten und kämpften im stärksten Unwetter ebenso ausdauernd und tapfer wie bei mildem Sonnenschein. Mit größtem Behagen ließen sich die Cimbern bei ihrem Uebergang über die Alpen ihre halbnackten Leiber beschneien und fuhren dann auf den Schilden die Gletscher hinab, unbekümmert um Schluchten und Abgründe. Auch der Hunger hatte über diese Urdeutschen keine Macht, obwohl sie, Hünen von Körperbau, gern und tüchtig aßen. Aber als ob die Natur der Leistungsfähigkeit auch der Stärksten Grenzen gesetzt hätte, Hitze ertrugen sie weniger, und eins konnten sie gar nicht ertragen, das war der — Durst. Die alten Deutschen hatten immer Durst, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Ein Physiolog von heute würde sagen: die Hitze erzeugte den Durst, und der Durst die Hitze. Dabei entsteht die Frage: Haben die Germanen diese durstige Leber, als sie ungefähr im Zeitalter Alexanders des Großen in Europa einwanderten, bereits aus ihrer fernen asiatischen Urheimat, dem nordwestlichen Turkestan, mitgebracht, oder haben sie durch böse Beispiele von Nachbarn, etwa der Kelten, verführt, das wichtige Verdauungsorgan erst aus seiner rechten Lage heraus nach der sengenden, dörrenden Sonnenseite gedrängt, als sie von den neuen Gefilden zwischen Weichsel und Rhein Besitz ergriffen? Diese umständliche Frage dürfte schwer zu beantworten sein. Soviel steht indes fest, daß sich diese Schwerenöter von Altvordern sehr oft ihrer sittlichen Freiheit völlig begaben und damit ihre an sich schon starke Trunkliebe in förmliche Trunksucht, in die Sucht nach sinnenverwirrender Trunkenheit ausartete. Sie tranken in dem jetzt dem Worte nach eigenen Sinne: barbarisch. Da sie große Freunde der Geselligkeit waren und wie alle unentwickelten Völker dem Hange zur Trägheit und Müßiggang mehr huldigten als dem Drange nach Arbeit und geregelter Thätigkeit, folgte Trinkgelage auf Trinkgelage. Es kam dahin, daß sie sich ohne Trinkgelage keine Zusammenkunft mehr, keine Freude, kein Fest, keinen Gottesdienst, ja nicht einmal die Wonne im Jenseits denken konnten. Auch die Helden in Walhalla schwangen ihre Humpen. Die Trunksucht der Deutschen und ihre grenzenlose Spielwut, diese zwei abscheulichen Laster waren es, durch die ihre vielen aufkeimenden Tugenden des Gemüts und des Charakters arg verkümmert wurden.

Der Römer Tacitus, einer der wenigen Schriftsteller, die ausführlicher über germanische Urzeit berichten, läßt die guten Eigenschaften der Deutschen, um seinen entarteten Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten, in hellem Lichte erstrahlen; aber auch er bestätigt den schwachen Punkt. In seiner „Germania" sagt er: „Was den Durst betrifft, kennen sie kaum eine Mäßigung. Wenn deutsche Krieger von ihren Fürsten nur reichlich zu trinken bekommen, verzichten sie gern auf jede andere reichliche Entlohnung ihrer Dienste." Und an einer anderen, noch bedeutenderen Stelle: „Tag und Nacht hindurch zu trinken gilt bei ihnen nicht als schimpflich. Ueber Beilegung von Fehden, über Knüpfung von Verwandschaften, über die Wahl der Könige, endlich über Frieden und Krieg beraten sie meistens bei Gelagen — gerade als ob — man höre nur! — zu keiner andern Zeit der Geist für wahre Gedanken offener und für große Entschlüsse entzündlicher wäre." Nicht bloß Tacitus, überhaupt allen Römern, die mit den Deutschen in näheren Verkehr traten, fiel ihre große Trunksucht so sehr auf, daß sie sich bei jeder Gelegenheit darüber ausließen und über diese heillose, entwürdigende Leidenschaft der Barbaren lustig machten. Schon vor Christi Geburt, im Heere Cäsars, erregten die deutschen Söldner, die einige Tage vor der Schlacht von Pharsalus dem Weine im Uebermaß zugesprochen hatten, im Zustande ihrer Betrunkenheit allgemeines Gelächter. Wenn es wenigstens bei dem Gelächter geblieben wäre! Aber auch zu ihrem Vorteile, für ihre Zwecke wußten die schlauen, in Listen erfahrenen Römer diese Schwäche ihrer Feinde auszubeuten. Mehr als einmal wurden die Deutschen, während sie sorglos beim Gelage saßen und über das Trinken alles andere vergaßen, von den römischen Legionen überfallen; und Tacitus macht die bittere Bemerkung: „Wenn man der Trunksucht der Germanen willfahren und herbeischaffen wollte, so viel sie gierig wünschten, sie würden nicht weniger leicht dem Laster als den römischen Waffen erliegen." Noch im fünften Jahrhundert n. Chr. geriet ein Italiener, der durch Deutschland reiste und öfter Gelegenheit hatte, dem zechenden Volke zuzusehen, außer Rand und Band über diese deutschen Barbaren, die hinter ihren aus Ahornholz gefertigten Krügen saßen, zum Klange der Zither Lieder sangen und unsinnig, wie Rasende, darauf lostranken. „Wer nicht mitthut," klagt er, „wird für verrückt gehalten, und von Glück kann jeder reden, der aus solch einem Trinken lebendig davonkommt." In einem uralten angelsächsischen Liede „Von des Menschen Schicksalen" wird unter den gewöhnlichen Todesursachen der Menschen auch die Trunksucht genannt. Dumpftönend erklingt da der trübe Sang:

„Mancher soll beim Biere werden durch des Bierschenken Hand
Ein metlustiger Mann; kein Maß kann er
Durch sein Gemüt alsdann dem Mund bezeichnen;
Aber leidvoll und kläglich soll er sein Leben missen,
Erdulden das große Uebel, vom Jubel geschieden,
Und mit dem Munde redend von des metlustigen Trinken
Sagen die Helden, daß er ein Selbstmörder sei."

Aber das selbstmörderische Uebel des Trunks bestand fort und fort. Noch später, in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, als die Deutschen im Besitz fester Wohnsitze bereits in die Reihe der Kulturvölker eingetreten waren, rechnete einmal der Langobardenkönig Grimoield auf die Trunkenheit insonderheit der Franken. Mit diesem Stamme im Kampfe begriffen, gab er ihnen sein bei Rivoli in Oberitalien aufgeschlagenes Lager samt all seinen Schätzen und einer großen Menge vorzüglichen Weines preis. Seine List gelang. Bereits um Mitternacht waren die Franken so betrunken, daß es den Langobarden ein leichtes war, das Lager zu überfallen und die Trunkenen sämtlich niederzumetzeln. Germanen spielten ihre Trunksucht gegen Germanen aus. Dabei waren die Franken noch nicht einmal die ärgsten Trinker unter den germanischen Stämmen. Ihnen und den Langobarden stellt vielmehr der Apostel der Deutschen, der hl. Bonifacius, das gute Zeugnis aus, daß sie dem Laster der Trunksucht nicht so fröhnten, wie die Angelsachsen. Doch auch nicht diese, sondern die Alemannen scheinen die ärgsten Trunkenbolde gewesen zu sein, und vor allen die durch eine besondere Wildheit und Rohheit ausgezeichneten Heruler. Wenn ein Heruler nicht treulos und dem Trunke ergeben war, galt es für ein Wunder.

Daß wie später, auch in der germanischen Urzeit, durch das Uebermaß im Trinken noch andere böse Leidenschaften unter den Zechgenossen, vor allem Zanksucht und rohe Rauflust rege wurden, wer bedarf einer Versicherung? Oder widerspricht dem Wirken des Unheils etwa ein anderes angelsächsisches Gedicht: „Vom Gemüte des Menschen", wenn es heißt:

Es erhebt sich Toben
Und Geschrei in der Schar; sie lassen schrille Stimmen
Mancherlei ertönen. Die Gemüter sind so
Vielfach geteilt; die Volksmänner sind
Ungleich beschaffen. In Uebermut erhebt
Mit Macht sich mancher; im Innern schwillt ihm
Der Zwietracht Wahnsinn: Zu zahlreich sind die!

Nur selten gelang es alsdann, die unter den Trunkenen entstandenen Streitigkeiten mit Schimpfreden abzuthun; häufiger endeten sie mit Verwundungen und Totschlag. — Die Trunksucht ist ein kleiner Wahnsinn, sagte schon mit den alten Griechen weiland der ehrwürdige Professor Jacobs in Gotha. Der Trunkenheit schlimme Folgen sind der menschlichen Natur zufolge jederzeit dieselben gewesen.

Nachhaltig steuerte in jener frühen Zeit der Trunksucht und wehrte den aus ihr entspringenden groben Ausschreitungen erst der Fürst, der in seiner Art unendlich viel für Deutschland gethan hat, Karl der Große. Mit dem ganzen Nachdruck seiner Macht ging er gegen das Laster vor, das er selbst wie kein zweites verabscheute. Er gab strenge Gesetze für jedermann, nicht zuletzt für die Hoch- und Höhergestellten des Reiches. Diese sollten auch in sittlicher Beziehung den Niederen und Schwächeren vorangehen, nach dem Grundsatze: Gute Beispiele erziehen gute Sitten.

Nacht.

Gleichwie die Philomele
Nur singt dem Sternenkranz,
So leuchtet meine Seele
Erst nach des Tages Glanz.

Was selten mir der frohe,
Der laute Tag gebracht,
Des Herzens heil'ge Lohe,
Entfacht die stille Nacht.

Was mich befleckt, gepeinigt
In Tages heller Glut,
Es schwindet, ruht gereinigt
Mein Geist in ihrer Flut.

Komm, heil'ge Nacht! mein Wesen
Durchflute ganz und gar!
Laß mich in dir genesen
Zum Leben licht und wahr!

Heinrich Stadelmann.

Unsere Bilder.

Paul Frhr. Gautsch v. Frankenthurn, der neue österreichische Ministerpräsident. Der neue österreichische Kabinetschef steht jetzt im 47. Lebensjahr; er ist am 26. Februar 1851 zu Wien als der Sohn eines Polizeikommissärs geboren und erhielt seine Ausbildung in dem berühmten Theresianum, einer Pflanzschule des österreichischen Offiziers- und Beamtenstandes. Hierauf besuchte Gautsch die Wiener Hochschule, an der 1873 seine Promotion zum Doktor der Rechte stattfand. Noch in demselben Jahre trat er als Concipient bei der niederösterreichischen Finanzprokuratur in den Staatsdienst und ging 1874 in das Unterrichtsministerium über, in dem er unter Stremayr und Conrad als Sekretär im Präsidialbureau thätig war. Im Jahre 1881 erfolgte seine Berufung als Direktor des Theresianums, in welcher Stellung er die Verschmelzung dieser Anstalt mit der orientalischen Akademie erfolgreich in die Hand nahm, wofür er 1883 zum Hofrat ernannt und 1885 durch Verleihung des Leopoldsordens ausgezeichnet wurde. Die gründliche und umfassende Kenntnis, die sich Gautsch auf allen Gebieten der Unterrichtsverwaltung angeeignet hatte, trugen mit dazu bei, daß ihm am 5. November 1885 das Portefeuille des Kultus und des Unterrichts im zweiten Kabinett Taaffe übertragen wurde. In den Jahren 1891 und 1892 erließ der Minister, der 1889 in den Freiherrenstand erhoben worden war, mehrere Verordnungen, die die Verbesserung der Lehrmethode an Mittelschulen anstrebten. Die Vervollständigung des juridischen Studiums durch staatswissenschaftliche Disciplinen wurde durch Gesetz erzielt. Mit dem Ministerium Taaffe gab auch Frhr. Gautsch v. Frankenthurn seine

Demission. In das am 11. November 1893 die Regierung übernehmende Koalitionsministerium Windisch-Graetz trat er nicht ein. Er wurde zum Kurator des Theresianums und im Januar 1895 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt. Am 2. Oktober 1895 übernahm er im Ministerium des Grafen Badeni das Portefeuille des Kultus und Unterrichts.

Aus dem Hinterhalt betitelt der Münchener Genremaler August Heyn, dessen warm empfundene, ganz der Natur abgelauschte Bilder aus der Kinderwelt dem Künstler einen bedeutenden Namen erworben haben, unser heutiges Bild. Winterfreud und Winterleid eng beisammen! Nichts Böses ahnend gehen die beiden Mädchen von der Schule nach Haus, mit jedem Schritt dem lauernden Schicksal sich nähernd in Gestalt der beiden Nachbarssöhne, welche ohne Rücksicht auf das zarte Geschlecht einen regelrechten Ueberfall geplant haben. Dies zeigen die lustig blitzenden Augen, die Schneeballen in ihren Händen, vor allem aber das kleine Mädchen im Vordergrunde, welches seiner Entrüstung über die zugefügte Schmach energischen Ausdruck zu verleihen scheint. Freilich ein angenehmes Gefühl ist es gerade nicht, solch eine festgedrehte Schneeballe zugedacht zu erhalten, — und diesem Schicksal wird wohl keiner unserer geehrten Leser entgangen sein — und wie es scheint, sind auch die beiden ahnungslosen Mädchen unrettbar einem gleichen Geschick verfallen. Wir können daher den beiden Opfern nur das eine wünschen, daß gerade die Schneeballe, welche der Junge im Hintergrunde so kunstgerecht verfertigt, ihr Ziel verfehlen möge, sonst freilich könnte die weinende Kleine bald noch eine Leidensschwester finden, um mit einzustimmen in ihre Thränen über des Winters Leid. M.

Die Stunde der Entscheidung. Das kostbarste Kapital des Menschen ist dessen Gesundheit. Die tiefe Wahrheit dieses Satzes weiß wohl derjenige am meisten zu schätzen, den eine tückische Krankheit aufs Krankenlager geworfen hat. Unser heutiges Bild, nach einem Gemälde von Ed. Schul-Briesen angefertigt, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Der wohlhabende Bauer Jürgen ist an einer Lungenentzündung nicht unbedenklich erkrankt, was seiner Frau und Tochter Sorge und Kummer bereitet. Heute ist die Stunde der Entscheidung — heute soll, wie der alte Landarzt Dr. Wähner mitteilt, die Krise eintreten. Angstvoll blickt die Tochter, die aus der alten Bibel dem kranken Vater vorgelesen, auf die Lippen des Arztes, den Ausspruch erwartend, der ihr und der Mutter neues Hoffen wiedergeben soll. Bald heitern sich die Züge des Doktors auf, und bevor er das Krankenzimmer verläßt und der besorgten Gattin und Tochter des Patienten weitere Verhaltungsmaßregeln für diesen anordnet, erglänzen in den Augen der beiden Frauen-Thränen der Freude und des Dankes. Wir wollen demnach hoffen, daß der alte, brave Jürgen bald in voller Gesundheit den Seinen wiedergegeben wird. K. St.



An der Oker bei Wolfenbüttel. (Mit Text.)

An der Oker bei Wolfenbüttel. Unser Bild zeigt eine Ansicht eines alten Stadtteiles von Wolfenbüttel an der Oker, der uns lebhaft an die Fleets in Hamburg erinnert. Die rauchgeschwärzten Häuser sind zumeist aus Fachwerk erbaut und zeichnen sich durch übereinander ragende Stockwerke aus. Die Braunschweigische Kreisstadt Wolfenbüttel zählt mit Einschluß der beiden Vorstädte Auguststadt und Gotteslager 12,000 Einwohner. Unter den drei Kirchen zeichnet sich die Hauptkirche mit einem alten und einem neuen fürstlichen Erbbegräbnis aus. Dem Schlosse gegenüber liegt das schöne, vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in welchem sich die berühmte Wolfenbüttler Bibliothek befindet, deren Bibliothekar Lessing war. K. St.

Allerlei.

Gelungene Erklärung. Gast: „Herr Wirt, ich bin diese Nacht mit der Bettstelle durchgebrochen!“ — Hotelwirt: „Sie werden jedenfalls zu schwer geträumt haben.“

Im Modegeschäft. Frau: „Ich werde diesen Hut zu fünfundzwanzig Mark nehmen!“ — Mann (leise): „Du, ich habe aber nur zwanzig Mark bei mir!“ — Frau: „Ach, das ist etwas anderes; wenn Du doch schuldig bleiben mußt, dann nehme ich den zu dreißig!“

Sie weiß sich zu helfen. „Das Rauschen der See ist köstlich; ich hör' es zu gerne und werde es sehr vermissen!“ — „I, Du brauchst mir nur ein seidenes Kleid zu schenken, das rauscht auch!“

Stunden der Andacht. Am 10. April 1819 schrieb Zschokke an Emil Münch aus Aarau: „Wenn mich Ihre Rheinfelder für den Verfasser der „Andachtsstunden“ halten, find' ich mich geehrt, in die große Reihe derer versetzt zu sein, die man bisher dafür hielt.“ Wirklich galt Zschokke lange nur für den Herausgeber, nicht einmal für den Hauptbearbeiter dieses Buches. Erst spät bekannte er sich zu der Verfasserschaft. D.

Ein Maskenball und seine Folgen. Von geschichtlicher Bedeutung ist ein Maskenball gewesen, den die Pariser Schöffen im Jahre 1745 dem König Ludwig XV., sowie dem Dauphin und dessen Gemahlin auf dem Stadthause gaben. In dem Maskengewühl näherte sich dem Könige ein weiblicher Domino und wußte ihn durch seine neckische Art der Unterhaltung völlig zu bezaubern. Dabei verstand die Fremde das Gespräch mit großer Gewandtheit auf die Jagden Ludwigs im Walde von Senart zu bringen, bei denen er in letzter Zeit regelmäßig einer jungen, kokett gekleideten Frau begegnet war, die seine Neugierde rege gemacht hatte. Er äußerte das lebhafte Verlangen, die Bekanntschaft dieser pikanten Waldnymphe zu machen; in demselben Augenblicke nahm die Fremde ihre Maske ab, und der König sah die Schöne aus dem Walde vor sich. Sie wandte sich jetzt wieder dem Schwarm der Tänzer zu, ließ dabei aber mit geschickter Berechnung ein gesticktes Taschentuch fallen, das der König, schneller noch als seine Höflinge, aufhob und der schönen Fliehenden nachschleuderte, da er ihre Hand nicht mehr erreichen konnte. „Das Taschentuch ist geworfen!“ flüsterten die Höflinge, die ihren Gebieter kannten, und in der That war einige Tage später Frau Lenormand d'Etioles, geb. Jeanne Antoinette Poisson, als Marquise v. Pompadour die Favoritin des Königs und die Gebieterin Frankreichs. Unter ihr und ihrer Nachfolgerin, der noch verworfeneren Dubarry, begann dann jene tolle Verschwendung, welche das Land ruinierte und die Revolution vorbereitete. St.

Gemeinnütziges.

Der Hausschwamm. Der Hausschwamm, der gefährlichste Feind des Nadelholzes, ist ein Pilz, der in letzteres eindringt und es zerstört, sich durch Ritzen und Spalten im Mauerwerk weiter verbreitet, wieder anderes Holz befällt und so nicht selten den größten Schaden in Gebäuden hervorbringt. Man bemerkt ihn an der Oberfläche des Holzes bald als zartwolligen, bald spinnengewebeartigen Anflug, bald als häutige, als schleimige, als saftige, sammetartige Masse. Die Oberfläche des Holzes ist oft noch unverletzt, während das Innere schon ganz zerstört ist. Die Zerstörung erkennt man an dem hohlen Ton, der beim Anklopfen an das Holz entsteht. Der Pilz entwickelt sich vorzugsweise an Holz, das im Frühjahr oder Sommer geschlagen wurde, und wird häufig durch schlechtes, nicht von organischen Stoffen freies Ausfüllmaterial ins Haus geschleppt. Das beste Mittel gegen den Hausschwamm ist Luft und Licht. An einem luftigen und hellen Ort entsteht er nicht. Um ihn fern zu halten, verwende man womöglich nur im Winter geschlagenes, gut ausgetrocknetes, aber nicht zu lange im Wald gelegenes Holz, man vermeide alles mit organischen Stoffen gemischte Ausfüllmaterial, lasse die Mauern nicht zu früh bewerfen und verstreichen, trockne das Haus durch stetes Lüften gut aus und vermeide alle dumpfen Winkel im Zimmer und Keller, auch sind letztere häufig gut zu lüften. Ein sehr gutes Mittel, den Schwamm fern zu halten oder doch seine Verbreitung möglichst zu verhindern, besteht darin, die Stirnseiten der Balken und, soweit sie auf den Mauern aufliegen, mit Creosot anzustreichen.

Rätsel.

Wir dienen hohen Damen,
Den Kopf weg, gibts den Namen
Von einer alten Ungarstadt,
Die einst viel Blut gesehen hat.

Julius Falk.

Logogriph.

Meinen Namen trägt ein Berg
In Süddeutschland, doch kein Zwerg.
Setz' nur einen Buchstaben ein,
Werde ein fremdes Volk ich sein.

E. Friedrichs.

Auflösung des Logogriphs in vor. Nummer:
Geier, Gier.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.